

Karl Meyer : 21. November 1885 - 30. November 1950

Autor(en): **Usteri, Emil**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **72 (1952)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Karl Meyer

21. November 1885 — 30. November 1950.

Von Emil Asteri.

Für den Studenten in den Fächern der Geschichte an der Universität Zürich begann im Herbst 1920 eine neue Zeit. Da war ein junger Gelehrter von Luzern gekommen, um seine staunenswerten Gaben, seine Arbeitskraft und seine begeisterungsfähige Persönlichkeit fortan der Alma Mater Turicensis zu widmen. Er zog seine neuen Schüler sofort in seinen Bann. Seine frische, unverbrauchte Wesensart, sein Scharfsinn, seine Liebe zu seinem Fach, seine Beredsamkeit, sein Prinzip, bei allem Wohlwollen viel von andern, aber auch von sich selber zu verlangen, das alles war wie geschaffen, um ansteckend zu wirken und den zündenden Funken auszulösen, der auch bei den Studenten ein Feuer zum Lodern brachte, das kein Strohfeuer war. Wohl war das Fach der Historie in Zürich auch vorher von Männern gelehrt worden, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt besten Klang hatten. Aber über Gerold Meyer von Knonau urteilt etwa eine Ricarda Huch bei aller Anerkennung seiner Fähigkeiten in der Erforschung der Tatsachen, daß er vom Wesen des Mittelalters seinen Zuhörern wenig übermittelt, daß er Stücke gegeben habe ohne den Atem und die Gewalt des Lebens. Und sie, für die ein Geschichtsbild ohne jede Phantasie etwas Blutloses ist, hat sicher in mancher Beziehung recht. Außerdem war seine Vortragsweise damals durch sein hohes Alter schon etwas beeinträchtigt. Nach einem solchen Dozenten mußte Karl Meyer seinen Schülern Eindruck machen;

denn er besaß die Fähigkeiten, überall zu einer Gesamtschau vorzustößen, und in seinen Vorlesungen spürte man diesen Atem des Lebens. Wenn er zum Beispiel den weltbewegenden, säkularen Kampf zwischen Imperium und Sacerdotium behandelte, so sah man die Gestalten, die diese großen Mächte verkörperten, leibhaftig vor sich. Und die Freiheit der Urschweizer, was war sie, was wurde sie unter seinen Händen, in seiner stimmungsgewaltigen Darstellung? Sie war kein totes Wissen, das nach Schulbüchern schmeckt, sondern etwas heute noch Erfühlbares; man erlebte das Glücksempfinden, das die Talleute nach ihrer Erringung überkam, und die urwüchsige Kraft, die ihm entsproß, gleichsam mit. Ein weiterer Vorgänger Meyers war der aufrechte und manchmal ziemlich streitbare Demokrat Wilhelm Oechslis gewesen. Auch er war von profundem Wissen, wußte zu begeistern und stellte hohe Anforderungen; aber etwas leicht Schulmeisterliches, das er nicht abstreifen konnte, haftete doch immer seinen Kollegien und Übungen an. Hievon war Karl Meyer frei. Es ist dies eine Feststellung, die sich nicht begründen, nur erfüllen läßt. Von seinem immer etwas Distanz wahrenden Kollegen Ernst Sagliardi unterschied sich Karl Meyer unter anderem durch seine besondere Gabe, den Kontakt mit den Schülern zu pflegen. Im übrigen ergänzten sich die beiden auf das Schönste. Sagliardi, der vielleicht in seinen Büchern noch mehr und Grundlegenderes geboten hat als in seinen Vorlesungen, war ebenfalls ein feiner, grundgütiger Mensch und ein Forscher von außergewöhnlicher Reife und Arbeitskraft.

Es ist von Karl Meyer in einem Nachruf gesagt worden, er habe keine Schule begründet. Das ist unseres Erachtens nur bedingt richtig. Gewiß, wenn man unter einer Schule eine große Zahl von Schülern versteht, die alle auf demselben Gebiete arbeiten oder die spezielle Erkenntnisse weiterverbreiten, bestimmte neugewonnene Forschungsmethoden weiter anwenden, dann mag diese Bemerkung richtig sein. Aber wenn einer es verstand, seine Schüler zu begeistern, an sich zu ketten und unter ihnen eine Art Gemeinschaftsgeist zu schaffen, so war es Karl Meyer. Ein Karl Meyer-Schüler sein zu dürfen, erfüllte den angehenden Historiker mit besonderem Stolz. Es gibt auch Schüler, die ihrem Lehrer vom Gymnasium in Luzern nach Zürich folgten, wohl der beste Beweis für die Anziehungskraft,

die von ihm ausging. Und dann darf man immerhin nicht vergessen, daß eine ganze Anzahl von Dissertationen seiner Schüler Gebiete betreffen, die ihm am Herzen lagen und über die er selbst arbeitete und publizierte; es sei da etwa an die Arbeiten über das Sottoceneri oder über die Kommunalverfassung von Como erinnert. Wenn andere Schüler Dissertationsthemata wählten, die ihm ferner standen, so lag das in äußeren Umständen begründet, die hier nicht erwähnt zu werden brauchen. Aber auch in diesen Fällen zeigte sich Karl Meyer seinen Doktoranden gegenüber von nie erlahmendem Interesse, was der Schreibende aus eigener Erfahrung bezeugen kann.

Was war es nun, das das Studium unter ihm zu einem Erlebnis machte? Es sind verschiedene Momente, die hier genannt werden müssen. Einmal seine äußere Erscheinung und seine Art, sich zu geben. Seine eher kleine und untersetzte Gestalt sprühte von Leben. Sein Nacken erinnerte an einen Urschweizer Stiernacken. Immer noch hatte der Mann, der ursprünglich Instruktor (Berufsoffizier) werden wollte, bevor ihn Krankheit zum Verzicht zwang, etwas urwüchsig Kraftstrokes an sich. Echt schweizerisch war auch seine Stimme und Redeweise, in der die gutturalen Laute sehr ausgeprägt waren. Statt „Kirche“, sagte er „Kkkirrrrche“, um nur ein Beispiel zu nennen. Von der neuerdings auftretenden Sucht, den heimatlichen Akzent abzulegen und ein möglichst einwandfreies Bühnendeutsch zu sprechen, war dieser Waldstätter nicht angekränkt. Die Hörer, die in immer größerer Zahl seine berühmten Vorlesungen, etwa die über Weltgeschichte im Überblick, besuchten, darunter nicht wenige Ausländer, hatten zunächst manchmal etwas Mühe, ihn zu verstehen, bis sie sich an seine Sprache gewöhnt hatten. Hier machte er keine Konzessionen. Er konnte es nicht. Zum Glück, möchten wir sagen; denn es wäre schade gewesen. Karl Meyer sprach aber nicht nur mit dem Mund; er sprach auch mit den Händen und er war ein Peripatetiker. Sein freier Vortrag konnte sich nur entwickeln, wenn er umherging; dafür kannte er keine papierene Gedächtnisstützen. Rastlos wanderte er beim Vortragspult hin und her, bei welcher Gelegenheit er sogar einmal einen Stuhl umwarf, und er scheute sich manchmal selbst nicht, zwischen den Bankreihen nach hinten zu gehen. Beim Gehen

konnte sein Denken sich entwickeln und die beste Form annehmen. Sein Körper brauchte Bewegungsfreiheit, gewissermaßen ein Symbol für seinen Geist, der ebenfalls Raum brauchte und schweifen mußte, bevor er ihm die Zügel der strengen Form anlegte, damit das Kunstwerk entstehe. Im Seminar sehe ich den früheren Lehrer noch vor mir, wie er mit einem Bleistiftstümpchen im Munde, das er von Zeit zu Zeit wie eine Zigarette zwischen Zeig- und Mittelfinger hält und dann wieder zwischen die Lippen preßt, hellhörig und immer auf dem Sprung nach einem neuen Gedanken, einen Text auslegt. „Sprung“ war übrigens sein Übername, den ihm die Luzerner Gymnasiasten angehängt hatten.

Seine Seminarien waren für den Studenten etwas Neues, noch nie Dagewesenes. Auch von ihnen verlangte er einen nahezu einstündigen, vollständig freien Vortrag über irgend ein Thema, mit anschließender Diskussion. Keiner seiner Vorgänger hatte die Ziele so hoch gesteckt. Auch führte Karl Meyer Repetitorien ein, in welchen er zwei Stunden lang über ein größeres, Jahrhunderte umfassendes Gebiet der Geschichte abfragte. Wer hier nicht richtig arbeiten und sich vorbereiten wollte, sah von einem Belegen dieses Kurses besser ab. Es versteht sich von selbst, daß es sich bei diesen Übungen nicht um eine öde Jahreszahlendrescherei handelte; wohl legte Karl Meyer auch Wert darauf, daß das äußere Gerüst feststehe, aber es bildete nur die Grundlage für das Geistige und Lebensvolle, das sich damit aufbauen ließ. In den Seminarien kam nicht weniger als in den Vorlesungen Meyers erstaunliches Gedächtnis und seine außergewöhnliche Kombinationsgabe zur Geltung. Die entfernteste Urkundenstelle war ihm präsent, wo er sie brauchte zur Untermauerung einer These. Seine Lebhaftigkeit, seine Auffassungsgabe kannten keine Grenzen. Ein Bibliotheksbeamter hat uns einmal mißbilligend über Karl Meyer gesagt, das sei doch kein Historiker, dieses quecksilbrige Männchen, das Thesen aufstelle und dann fieberhaft die Belege zur Stützung seiner Thesen zusammentrage; ein Historiker müsse die Ruhe selbst sein und vor allem Distanz wahren. Obwohl ein Fünklein Wahrheit in diesem Urteil steckt, hat er doch den Mann verkannt. Ist nicht ein Historiker ohne inneres Feuer, ohne Standpunkt und ohne Verbindung mit dem Leben ein armseliges und langweiliges Geschöpf? Es gibt keine

voraussetzungslose Geschichtsdarstellung, und wenn es sie gäbe, wäre sie trocken und unfruchtbar. Waren etwa unsere liberalen Historiker des 19. Jahrhunderts, ein Mörikofer, ein Dändliker und andere, nicht auch in gewissem Sinne befangen und beeinflusst durch ihre Weltanschauung? Im übrigen darf man nicht vergessen, daß Karl Meyer in seinen angefochtenen Arbeiten über die Befreiungsgeschichte zum Teil auch nur Möglichkeiten aufzeigen wollte und daß er es nie für unter seiner Würde hielt, frühere Anschauungen, zum Beispiel über den Zeitpunkt des ältesten Bundes, aufzugeben, wenn sie sich als überholt erwiesen hatten.

Ein weiteres, das für Karl Meyer typisch ist: Er war kein Stubengelehrter. Und das nicht nur in dem Sinne, daß er im praktischen Leben drin stand und die Geschichte nicht als Selbstzweck betrieb, daß er, als bei der dräuenden Kriegsgefahr Not an den Mann und an das Land kam, den Kontakt mit dem Volk suchte und fand wie kein anderer. Nein, auch noch in einem andern Sinne: Seine Forschungen hatten Hand und Fuß, weil sie immer auch das Gelände in Berücksichtigung zogen. Hier zeigt sich wiederum ein Zug, der ihn zum Instruktor befähigt hätte; er arbeitete nicht im luftleeren Raum, sondern er rechnete immer mit den geographischen Voraussetzungen, die jeder geschichtlichen Entwicklung zugrunde liegen und die man nur zu seinem großen Schaden nicht richtig einkalkuliert. Seine Arbeiten über Blenio und Leventina und über die Familien Orelli und Muralt hatten den jungen Forscher während Jahren in die Tessiner Gemeinde- und Patrizialarchive geführt. Hier lernte er das Gelände kennen. Nicht der großen Straße im Tale nach ging er, sondern die kleinen, reizvollen und rauen Wege den Hängen nach, welche die hochgelegenen, urchigen Tessiner Dörfchen miteinander verbinden. Hier hat er Einblicke gewonnen in die agrarischen, wirtschaftlichen und Transportverhältnisse im Mittelalter, aus alten Pergamenten, aber immer verbunden mit eigener Anschauung durch unmittelbares Begehen des Geländes. Das ist Karl Meyer später in hohem Maße zu statten gekommen, als er, wie dies übrigens Prof. Paul Schweizer schon getan hatte, ein Kolleg über historisch-politische Geographie las. Aber ganz abgesehen davon bildeten das Gelände und die geographischen Voraussetzungen die Grundlage zu allen seinen Vorlesungen

und später in vermehrtem Maße auch zu seinen staatspolitischen Vorträgen über die Weltlage.

Karl Meyer schonte sich nicht. Seine beiden Professuren an der Universität und an der Eidg. Technischen Hochschule bedeuteten trotz seiner Gabe des freien Redens auf die Dauer eine schwere Belastung für ihn, kam doch dazu noch eine intensive Forschungstätigkeit und später sein Wirken als Mahner in schweren Zeiten, der nicht davor zurückscheute, selbst den Behörden, wo es nottat, den Rücken zu stärken. Und seinen Schülern war er immer noch zu allem hinzu der hilfsbereite Mensch. Wenn er an interessanten Untersuchungen für seine Publikationen arbeitete, konnte er darüber alles vergessen, auch die regulären Essenszeiten. In dieser Beziehung hatte es seine Familie wohl hie und da nicht leicht mit ihm. Er gab sich aus bis zum letzten, und wenn ihn später Krankheit überfiel, so war hier wohl nicht am wenigsten übermäßiges Arbeiten im Spiele. Die Sorge um das Land hat ihn vollends verzehrt, denn als Patriot, der er war, und zwar als helllichtiger Patriot, welchen seine geschichtlichen Kenntnisse und Erfahrungen, verbunden mit einem großen Vorstellungsvermögen, alles Weltgeschehen weit früher und klarer erkennen ließen als andere, konnte er nicht anders als das Volk aufrütteln, auch wenn nicht jedermann verstand, daß er sich hiezu herabließ. Seine ursprünglichen Berufsabsichten hat er aufgeben müssen. Aber nun wurde aus ihm mit den Jahren eine neue Art von Instruktor, der Instruktor des Volkes in schwerer Zeit, der große Mahner, dessen geflügeltes Wort vom hochgemuten Pessimismus noch heute in aller Munde ist. Mit seinen Vorträgen zusammen hängt auch seine fruchtbringende Tätigkeit bei der Pressekontrolle.

Aber noch größeren Einfluß hat er, was weniger bekannt ist, durch persönliche Einwirkung auf die Führer des Landes ausgeübt. Verlängerung der Rekrutenschule der kombattanten Waffen auf 4 Monate, Beibehaltung der jährlichen dreiwöchigen Wiederholungskurse, Einführung eines zweiten Wiederholungskurses für die Landwehr und alle zwei Jahre durchzuführende Grenzkurse: das waren Postulate, die er im Interesse einer Verbesserung des Ausbildungsstandes der Armee vertrat. Er hielt daher nicht nur in Offiziersgesellschaften und im Aktivdienst bei Stäben und Truppeneinheiten Vorträge über die

politische Lage zur Stärkung des Widerstandswillens, sondern er wandte sich auch persönlich an die maßgebenden Instanzen. Der denkwürdigen Volksversammlung in Zürich, an der er im September 1938 vor mehreren tausend Personen sprach, folgte eine Eingabe in Verbindung mit der freisinnigen Partei und gleichgesinnten Parlamentariern anderer Fraktionen und schließlich eine Audienz mit einer Delegation des Bundesrates, wobei Karl Meyer selbst entschieden diese Begehren vertrat, welche dann im Bundesgesetz vom 3. Februar 1939 ihre Verwirklichung fanden. Rein militärisch kam das Erreichte zu spät, um sich bei Kriegsbeginn noch auswirken zu können; aber seine große Bedeutung als Dokumentierung des Widerstandswillens für die eigenen Reihen und gegenüber dem Ausland darf nicht unterschätzt werden. Meyers persönliche Beziehungen erstreckten sich auch auf wohl orientierte und einflussreiche Ausländer; sie erlaubten ihm, Interessantes zu erfahren, und gaben ihm die Möglichkeit, Verständnis für unser Land zu schaffen. Sein Beitrag „Weltpolitik und schweizerische Wehrbereitschaft“ im Band „Bürger und Soldat“, den er 1944 für die schweizerische Offiziersgesellschaft schrieb, stellt nach dem Zeugnis von Oberstkorpskommandant H. Constan, dem wir auch die andern Angaben militärischer Natur verdanken, recht eigentlich sein politisches Vermächtnis an die heutige und kommende Generationen dar. Und noch in den Jahren seiner Krankheit — und das ist der höchste Beweis für seinen Einsatz — beschäftigten ihn diese Fragen; noch immer kreisten seine Gedanken um die wachsende Kriegsgefahr und um das Wohl des Landes, wenn auch inzwischen das richtige Maß für die Einschätzung der Tatsachen verloren gegangen war.

Die Ergebnisse der Forschungen Karl Meyers über die Entstehung der Eidgenossenschaft sind von verschiedenen Fachgenossen abgelehnt worden, und es kam zu Angriffen auf seine Arbeitsmethoden und seine Anschauungen, unter anderm von seiten seines Namensvetters Theodor Mayer von jenseits des Rheins. Er schlug zurück, als gewandter Fechter mit der Feder parierte er diese Angriffe mit Verve und Scharfsinn. Gesucht hat er den Streit nie, wenn er auch — vollkommen zu Recht — der alten kritischen Schule in der Geschichtswissenschaft nicht folgen konnte, die nur auf die Urkunden abstellte und in Überspizung des Gegensatzes zu den sagengläubigen Vorläufern jede

chronikalische Überlieferung als erfunden verwarf. Nach den unkritischen Geschichtsmethoden eines Eschudi oder Johannes von Müller hatte das Bendel, von Eutyck Kopp in Bewegung gesetzt, zu viel auf die andere Seite ausgeschlagen. Karl Meyer hat die richtige Relation wiederhergestellt, was heute wohl mehr und mehr eingesehen wird. Er hat gezeigt, daß neben den Urkunden auch die Chroniken und die mündliche Überlieferung berücksichtigt werden müssen. In Einzelheiten, wie z. B. in der Zurückführung des Namens Tell auf den österreichischen Vogt Konrad von Tüllendorf, dessen Name sich auf den, der ihn erschöß, übertragen und zu einer Kurzform geworden wäre, mag er zu weit gegangen sein, wenigstens wenn er damit nicht bloß eine Möglichkeit aufzeigen wollte. Aber auch seine Gegner werden zugeben müssen, daß seine Beweisführung, auch wenn sie auf Namensverschreibungen abstellt, mit welchen, wie jeder Historiker aus eigener Erfahrung weiß, immer gerechnet werden muß in der schriftlichen Überlieferung, scharfsinnig und anregend ist, und in manchem hat er ins Schwarze getroffen. Wie Tell den Gefler zur Strecke brachte, so hat Karl Meyer der bis anhin herrschenden einseitigen Forschungsmethode den Garaus gemacht.

Den Anfang nahmen diese aufsehenerregenden „Origines“-Kontroversen mit dem denkwürdigen Vortrag Meyers in der Antiquarischen Gesellschaft Zürich vom Jahre 1924, der zu einem kurzen Klingenwechsel mit andern führte. Es ist begreiflich, daß dieser Vortrag in der Presse der ganzen Schweiz einen großen Widerhall fand. Man denke doch: Fast ein Jahrhundert lang war Tell von den Fachhistorikern als unhistorisch abgetan worden, und nun kam einer und suchte zu beweisen, daß er doch gelebt habe, indem er der Sage wieder einen besseren Platz anwies! Der Vortrag ist nachher in erweiterter Form in der Zeitschrift für schweizerische Geschichte erschienen, und jenes Heft ist unseres Wissens das einzige, welches längst vergriffen und bei keinem Antiquar mehr aufzutreiben ist.

Meyers Arbeiten „Die Urschweizer Befreiungstradition in ihrer Einheit, Überlieferung und Stoffwahl“ (1927) und „Der Ursprung der Eidgenossenschaft“ (1941), in welchen er das ihm liebe Thema, teils notgedrungen, wieder aufnahm, sind infolge der geschilderten Umstände teilweise, um es etwas grob zu sagen, zu Kampfschriften geworden. Sie weisen nach dem

Urteil eines heutigen Zürcher Historikers nicht mehr die strenge logische Gliederung seiner ersten Arbeiten auf, mit welchen wir uns noch befassen werden. Das mag ein Mangel sein, der aber in Anbetracht der Umstände entschuldigt werden muß.

Sehr einläßlich hat sich Karl Meyer in diesen Arbeiten natürlich auch mit dem Weißen Buche von Sarnen und überhaupt mit der ganzen chronikalischen Überlieferung über die Entstehung der Urschweiz befaßt. Den Anfang in dieser Beziehung hatte schon Robert Durrer gemacht, indem er zum Beispiel bei systematischen Grabungen festgestellt hatte, daß die topographischen Einzelheiten bis zur Lage der Fenster genau mit den Berichten über den Burgensturm in der Befreiungsgeschichte übereinstimmten. Karl Meyer verfolgte diese Frage der Zuverlässigkeit der Chronisten in Einzelfragen weiter. Dem Ursprung der Namen Geßler und Zwinguri suchte er auf die Spur zu kommen, wobei Verschreibungen wieder eine gewisse Rolle spielten. Wichtig war ihm natürlich auch die Überlieferung vom Rütli und vom Bundeschwur. In bezug auf die Deutung des Ausdruckes „conspirati“ konnte er sich mit andern Historikern nie darüber einigen, ob hiemit nur geheime Verschworene gemeint sein konnten oder ob der Begriff weiter zu fassen sei. Wir glauben, daß Karl Meyers Auffassung von vornherein die wahrscheinlich richtigere ist, weil niemand so wie er die Urkundensprache jener Zeit bis in alle Finessen hinein beherrschte. Immer wieder kehrt in seinen Schriften auch die im Bundesbrief von 1291 genannte „antiqua confoederationis forma“. In bezug auf die zeitliche Ansetzung dieses ersten Bundes hat er nicht starr an seiner ersten Ansicht festgehalten; glaubte er ihn einmal in die Jahre kurz vor 1291 ansetzen zu können, so lokalisierte er ihn später auf das weltbewegende Jahr 1273. Etwas hatte Meyer vor andern Historikern voraus: Niemand kannte wie er die allgemeine Welt-situation in jenem Jahrhundert der Parteiungen und den stetigen Wechsel in der jeweiligen Herrschaft der Guelfen- und der Ghibellinenpartei, nicht nur in Italien, auch diesseits der Alpen, nicht nur im allgemeinen, sondern auch in jeder einzelnen Stadt. Und wo diese Parteiverhältnisse noch nicht feststanden, suchte er ihnen gestützt auf fast zufällige Urkundenstellen oder Zeugenlisten auf den Grund zu kommen. So war er in der Lage, die Vorgänge in der Schweiz, die vorher viel zu losgelöst von der allgemeinen

Entwicklung betrachtet worden waren, immer in den großen Weltzusammenhang hineinzustellen. Man wäre fast geneigt, hier von einem fünften Sinn zu sprechen, der ihm eigen war und der anderen abging. So war er zum Beispiel erstmals in der Lage, alle Teilnehmer der österreichfeindlichen Koalition von 1291/92 aus dem Gewirr der Überlieferung herauszuschälen, bei welcher der Bischof von Konstanz, ein Habsburg-Laufenburger, der treibende Geist war. Der sogenannten Landfriedenstheorie hat Karl Meyer immer opponiert, weil er den hochpolitischen Charakter der eidgenössischen Bünde erkannte. Seine Darstellung der Vorgänge in den entscheidenden Jahren brachte dann auch die natürliche Erklärung für die längst bekannte, aber von niemandem richtig gedeutete Tatsache, daß dem Siegel Unterwaldens am ältesten Bundesbrief erst nachträglich die Worte „et vallis superioris“ eingedruckt wurden. Obwalden war eben Anfang August 1291 noch habsburg-laufenburgisch gewesen, und erst an Weihnachten erlangte die eidgenössische Partei die Oberhand.

Doch wir dürfen diesen Arbeiten zur Entstehung der Eidgenossenschaft der anderen nicht vergessen, die ihnen zumeist, wenn auch nicht alle, zeitlich vorausgingen. Sie sind im Volke weniger bekannt, aber wissenschaftlich mindestens ebenbürtig. Den Anfang macht Meyers Dissertation mit dem Titel „Blenio und Leventina von Barbarossa bis Heinrich VII.“ Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß diese 1911 erschienene Arbeit nicht unter jene unzähligen Dissertationen gehört, welche, wie man hie und da in der Presse lesen kann, eigentlich es nicht verdienen, veröffentlicht zu werden, und die nur deshalb gedruckt werden, weil dieser Brauch und diese Vorschrift nun einmal existieren und beim Abgehen davon eine weitere Senkung des Niveaus vieler Doktorarbeiten zu erwarten wäre. Karl Meyers Dissertation zeugt von einem jungen Wissenschaftler von unglaublicher Reife, von einem großen Wissen und von einer Selbständigkeit, die wohl damit zusammenhängt, daß er als Waise aufwuchs. In dieser Arbeit behandelt Meyer die rechtliche und wirtschaftliche Verfassung und Stellung dieser Südtäler der Schweiz und in einem zweiten Teil ihre politischen Schicksale in einer unruhigen Zeit. Schon hier zeigt sich eine stupende Kenntnis der lateinischen und italienischen Sprache, eine Vertrautheit im Umgang mit schwer lesbaren

Pergamenten, die nicht alltäglich ist. Man kann wohl ruhig sagen, daß kein anderer von Meyers Studientkollegen imstande gewesen wäre, diese Arbeit zu schreiben. Die Arbeit weist nach Süden und ist der Beginn einer später fortgesetzten Abwandlung eines Themas, das Karl Meyer immer besonders am Herzen lag: Es sind dies die mittelalterlichen italienischen Verhältnisse, das Verhältnis Kaiser-Papst, die mächtige mittelalterliche Kommunalbewegung.

Die Zürcher Familien von Muralt und von Orelli, die auf den oberitalienischen Adel zurückgehen, gedachten, ihrer großen Vergangenheit ein Denkmal zu setzen. Karl Meyer war der gegebene Mann, um diese Aufgabe an die Hand zu nehmen, der Frühgeschichte dieser Geschlechter im Tessin und in Oberitalien nachzuspüren, was weit größere Voraussetzungen, Kenntnisse und Spürsinn erforderte, als das bei einer bloßen Darstellung der Zürcher Zeit dieser Exulantenfamilien der Fall gewesen wäre. So entstand das Buch „Die Capitanei von Locarno im Mittelalter“, dessen Inhalt seiner gediegenen Ausstattung entspricht. Auch hier wieder verfuhr der Verfasser nach der Zweiteilung, die sich bei „Blenio und Leventina“ bewährt hatte: Er ging der rechtlichen Stellung der Capitanei nach, indem er vor allem auch die Lebensverhältnisse untersuchte, und zugleich gab er einen Abriß ihrer politischen Schicksale, weit ausgreifend, aber ohne jene Aufbauschung, wie sie Familiengeschichten manchmal anhaftet, einen Abriß, der eine Bedeutung dieser Geschlechter im mittelalterlichen Oberitalien aufzeigt, von welcher die Auftraggeber vorher wohl keine Ahnung oder wenigstens Vorstellung gehabt hatten. Einige bedeutende Persönlichkeiten, so ein Simon von Orello, waren übrigens dem Verfasser schon von seiner früheren Arbeit her bekannt gewesen, hatte doch ihr Machtbereich bis nach Bündlen hinübergegriffen. Es folgt dann aber in dem Buche noch eine mit Urkundenbelegen reichlich durchsetzte Genealogie, der sich ein ausgedehnter Urkundenanhang anschließt. Auch dieses Werk ist eine Bierde für den vom Schweizer mehr geliebten, als wirklich verstandenen „Südbalkon“ unseres Landes, das Tessin.

Es mag Leute geben, die sich an dem großen Anmerkungsapparat, der den Werken Karl Meyers eigen ist und sich schon hier zeigt, stoßen oder sich von ihm vom Lesen abschrecken lassen. Ihnen sei eines gesagt: Ein Mann, der eine solche

Kombinationsgabe besaß, der die hinterste Textstelle im Gehirn bereit hatte, fast ohne sie nachschlagen zu müssen, dessen Geist so übersprudelte von Haupt- und Nebengedanken, konnte nicht anders schreiben. Nur die Auswertung der Technik der Fußnoten, die er beherrschte, ermöglichte die Fülle und die Klarheit zugleich des von ihm Gebotenen.

Eine Arbeit von etwa 70 Seiten, betitelt „Italienische Einflüsse bei der Entstehung der Eidgenossenschaft“, die 1920 im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte erschien, dürfte nicht zuletzt bestimmend gewesen sein für Meyers Berufung zum Professor an der Zürcher Universität. Sie behandelte einen Aspekt der Gründungsgeschichte, der bisher stark vernachlässigt worden war, und zeigte, daß der Verfasser nicht nur in der Geschichte einer Talschaft oder einer Familie daheim war, sondern sich auch mit größern Zusammenhängen befaßte. In diesem Aufsatz zeigte Meyer, wie die Urschweizer Befreiungsbewegung undenkbar ist ohne das Vorbild der Freiheitskämpfe der italienischen Kommunen, das über den Gotthard von Pilgern, Söldnern und Handelsleuten den Waldstättern zum Bewußtsein gebracht worden war. Und weil wir schon bei diesem Thema sind, sei hier gleich angemerkt, daß sich Meyer, nicht nur einmal, natürlich auch eingehend mit der Frage der Erschließung des Gotthardpasses durch die Erstellung der stiebenden Brücke und ihres Zeitpunktes befaßt hat.

Es ist unmöglich, alle seine Abhandlungen aufzuführen, die oft schwer zugänglich und in den verschiedensten Zeitschriften verstreut sind, so daß ihnen eine Neuauflage in Form einer Sammlung zu wünschen wäre. Auch mit der heiß umstrittenen Walserfrage hat sich Meyer befaßt. Er wies nach, daß die Walser zum Teil, von Herren als Kolonisten gerufen, vom Wallis über den Tessin, also mit längeren Zwischenstationen nach Graubünden gekommen sind. Für die im Auftrag des Generalstabschefs im ersten Weltkrieg herausgegebene Schweizer Kriegsgeschichte bearbeitete Meyer den Teil „Ennetbirgische Politik und Feldzüge bis zum Siege von Giornico“. Hier konnte er seine große Kenntnis in militärischen Fragen erweisen. Es ist denn auch kein Wunder, daß man bei der Erinnerungsfeier für Arbedo ihn als den besten Kenner als Redner heranzog. Ein anderes Zentenarium noch gab ihm viel zu schaffen, der Eintritt seines Luzerns in den Bund. Von der

bei diesem Anlaß erschienenen Geschichte Luzerns hat er den wertvollsten und an neuen Erkenntnissen reichsten Teil geschrieben. Er behandelte die Zeit der Abschüttelung der österreichischen, ehemals murbachischen Herrschaft, der Einungen und Schwurgenossenschaften. Es war eine Art Vorarbeit für seinen „Ursprung der Eidgenossenschaft“.

So grundlegend und geistreich Meyers Arbeiten zur „Origines“-Frage sind, so muß man doch sagen, daß es in einem gewissen Sinne schade ist, daß ihn die Notwendigkeit, sich gegen Angriffe auf seine Thesen zu verteidigen, davon abgehalten hat, uns weitere Werke zu schenken über Themata, die ihn eingehend beschäftigten, wie etwa das Wesen des Nationalstaates. Was uns bleibt, sind die mehr oder weniger gut nachgeführten Hefte oder Blätter über seine Kollegien. Wenn wir sie durchgehen, so sehen wir den genialen Mann im Geiste wieder vor uns, wie er, auf- und abgehend, weit ausholend mit den Gedanken und den Beinen, die Hand an der Westentasche, das Haupt trotzig erhoben, aus den klugen Augen unter den schwarzen Brauen Blicke schießend, einen Gregor VII. charakterisiert, ein Stück aus der mittelalterlichen Institutionengeschichte herausgreift und scharfsinnig klarlegt oder weit in die Neuzeit vorstößt, die Chancen zweier Großmächte auf Grund der geographischen Verhältnisse, der handelnden Personen und ihres Machtwillens gegeneinander abwägend. Eine Festschrift, die auf seinen 60. Geburtstag geplant war, hat sich der bescheidene Mann verbeten. Was uns bleibt, ist sein großes Werk und die Erinnerung an einen begnadeten Menschen, der sich hingab für die Wissenschaft und für das Vaterland.
